

(Nachdruck verboten.)

## Madame d'Ora.

51

Roman von Johannes B. Jensen.

Madame d'Ora hob den Kopf, als lausche sie; ein suchender Ausdruck glitt über ihre Augen, während sie auf Edmund Hall ruhten. Aber im nächsten Augenblick strahlten sie Feuer aus. Sie stürzte gleichsam in großen Sprüngen vorwärts, drängte sich mit ausgebreiteten Armen zwischen die Passagiere und zerteilte sie, streckte beide Armen wie zwei Flammen in die Höhe:

„Ich will singen!“

Rauschender Beifall, Hänteklatschen und Entzücken.  
„Madame will singen!“

„Aber es kostet viel, mich singen zu hören!“ rief Madame d'Ora schraubend wie ein Pferd. „Sehen Sie alle her! Dies schöne und unglückliche Kind bleibt nun von heute an hier unter uns! Hier ist ihr Platz. Auch für das übrige wollen wir sorgen. Wo ist der junge Herr, der vorhin so tüchtig auf dem Flügel spielte? Er trete vor! — Sie meine ich, Herr Wilson!“

„Hier, hier, Madame!“ rief Wilson.

„Sie gehen in den Salon hinab und begleiten. Sie spielen hier herauf, — lassen Sie die Klappen öffnen! Herr Wilson, gehen Sie zu meiner Kammerjungfer und lassen Sie sich die Noten geben — „Das blinde Mädchen“. — Jetzt ruhig. Ich will nicht in so heller Beleuchtung stehen. . . . Schaffen Sie doch den Mond weg! So, hier will ich singen!“

Wilson stürzte davon, und während der Minuten, die verstrichen, ehe er unten zu spielen begann, stand Madame d'Ora regungslos auf demselben Fleck da. Sie bog den Kopf zurück, schloß die Augen fast ganz, und ihr lippeniger Mund war schmerzlich verzogen, so daß man die Unterlippe nicht sah.

Edmund Hall sah neben Fräulein Karekin. Evanston schien vergessen zu sein. Er sah sich nach vielen um, niemand aber schien Notiz von ihm zu nehmen.

An einen der Ventilatoren gelehnt, stand ein kleiner, breitschultriger Mann, eine schottische Mütze auf dem Kopf, Evanston gefiel sein Gesicht, er näherte sich ihm. Sie kamen in Unterhaltung, der Mann stellte sich als Thomas A. Mason vor und erwies sich als redselig. Evanston stand geistesabwesend da.

„Ja, ich denke, ich will mich auf meinen Platz zurückziehen,“ sagte er endlich lächelnd. „Ich habe meine Mission erfüllt.“

„Warum wollen Sie das nur?“ fragte Mason. „Bleiben Sie doch hier und hören Sie das Konzert mit an, Ich nen mehr als sonst jemand gebührt die Ehre dafür. Sie können mir glauben, es wird Geld einkommen, beachten Sie, was ich Ihnen sage, Geld wie Dreck. Wir werden einen angenehmen Abend haben. — Herr Evanston, Sie sind Geistlicher, aber Sie sind Amerikaner, haben Sie etwas dagegen, daß ich einen Siphon und etwas Whisky heraufbringen lasse? Eine Zigarre, Herr Evanston?“

Evanston nahm die Zigarre — vergaß sie jedoch gleich wieder und wandte sich um . . .

Denn ein langer, wunderbar schöner Ton quoll in die Luft empor, stieg mächtig und ging in ein Dunkel von Tönen über, die tief waren und rauh wie Geburtschreie, aber heller als die Zungen einer Orgel — Madame d'Ora sang, mit weitgeöffnetem Munde und schwellender Kehle:

Sagst Du, daß es schimmert  
Von Blüten, wo wir schreiten,  
Ach, meine Füße schaudern  
Geliebter Dir zur Seiten.  
Gnädig die Nacht ist.

Es war die blinde Merete  
Lustwandelnd mit ihrem Freund,  
Sie sucht ihn unter Seufzern,  
Der nun verschwunden scheint.  
Gnädig die Nacht ist.

Fliehst Du von meiner Seite?  
Wie mich Dein Schweigen drückt,  
Verlier Dich nicht ins Weite,  
Sei Du bei mir beglückt!  
Gnädig die Nacht ist.

Verbirg dich nicht und lächle  
Nicht über meine Lust,  
Bedenk, die Stunden eilen,  
O, komm an meine Brust!  
Gnädig die Nacht ist.

O fühle, wie ich bebe,  
Nüßl fällt der Tau auf mich,  
Er sinkt auf meine Brüste —  
Wo find ich, Liebster dich?  
Gnädig die Nacht ist.

Hörst du mich nicht, ich gittre,  
Bin ich denn hier allein?  
Geh ich nicht unter vielen?  
Was schweigen sie wie Stein?  
Gnädig die Nacht ist.

Und hörst du meine Klage,  
Verfluch' Gott deinen Mund,  
Geh und Lehr nimmer wieder —  
Die Blinden, die richten zu Grund!  
Gnädig die Nacht ist.

Es soll der Blitz dich treffen,  
Mein, Gott belohne dein Herz,  
Denn plötzlich kann ich sehen  
Und sehn: — Lust ist Schmerz!  
Gnädig die Nacht ist.

O, arme, arme Merete,  
Mit all deiner warmen Lust,  
Du suchtest Wärme und fandest  
Sie nur an des Todes Brust.  
Gnädig die Nacht ist.

Als Madame d'Ora geendet hatte, folgte ein wilder Beifall. Aber durch den ganzen steinrutschähnlichen Tumult suchte sie Edmund Hall und sah ihren eigenen Namen auf seinen Lippen, indem er sich entzückt hingezogen zu ihr vorbeugte. Die junge Armenierin, die neben Hall saß, hing mit großen, betauten Augen an seinem Ausdruck voll Innigkeit.

Evanston beobachtete sie. Er trank Whisky mit Thomas A. Mason.

### Viertes Kapitel.

Edmund Hall hatte sein Laboratorium in einem zwölften Stockwerk in New York. Es bestand hauptsächlich aus einem sehr großen Raum mit vielen Spiegelfenstern an zwei Seiten, von wo man eine Aussicht auf eine Gruppe von Turmhäusern und bis an die Brooklyner Brücke hatte. Das Haus lag in der unteren Stadt. Zwischen den beiden Wänden, wo die Fenster waren, hatte Edmund Hall mit Hilfe von Möbeln und Wandschirmen eine Ecke eingerichtet, die den Eindruck einer Stube machte; die anderen Wände waren mit Büchern und Vorten bedeckt, und in der inneren Ecke standen ein Schmelzofen und eine Menge wissenschaftlicher Maschinen. Von der Decke herab hingen Glühlampen und ein einzelnes großes Bogenlicht. Der Fußboden war aus italienischem Mosaik, hier und dort mit Kisten. Dies war Edmund Halls Privatlaboratorium. Zwei Stockwerke tiefer hatte er noch eins, in dem seine Assistenten arbeiteten.

Ein paar von den großen Fensterscheiben waren ein wenig offengestellt, das tiefe Getöse der Stadt könnte herauf, hin und wieder donnerte da unten in der Höhe des zweiten Stockwerks der L-Zug vorüber. Schneeweißer Dampf verflüchtigte sich draußen in dem lustigen Raum zwischen den Turmhäusern und den Stücken blauen Himmels. Edmund Hall ging mit seinen Gläsern hin und her, ganz in Anspruch genommen von einem Versuch. Er hatte einen langen, mit Säuren besetzten Kessel an, seine Lippen bewegten sich, als ob er die ganze Zeit hindurch Zahlen memorierte. Unten auf dem Fluß heulte ein Dampfer. Die Tür gab einen durch den Zug aus dem Fahrstuhl veranlaßten Laut von sich, das Telephon klingelte, und Edmund Hall griff nach dem Schallrohr, lauschte und antwortete tonlos, setzte dann seine Arbeit fort.

Als an der Tür geklopft wurde, stellte Edmund Gall seine Sachen weg, zog den Kittel ab und einen schwarzen Rock an, ehe er öffnete. Es war Madame d'Ora in extravaganter Straßentourette mit Straußenfedern auf dem Kopf.

„Darf ich stören?“ fragte sie verlegen, aber mit großen, kühnen Augen.

„Ja,“ antwortete Gall fröhlich und trat von der Tür zurück. Madame d'Ora rauschte herein, ging in all ihrer Pracht und Herrlichkeit bis mitten in das Zimmer und wandte sich dort um, so daß die Seide sie umbrauste. Gall schloß die Tür, blieb aber stehen, um die Erscheinung zu genießen, die zu ihm hereingekommen war. Sie sahen sich ein wenig an, bis sie lachen mußten. Gall seufzte tief auf vor Freude.

(Fortsetzung folgt.)

## Alt-Berlin.

Von Ernst Schur.

Das alte Berlin ist eine kleine Welt für sich. Eng und beschränkt, doch mit eigenem Charakter. Das Kupferstichkabinett hat eine sehenswerte amüsante Ausstellung veranstaltet, die in zahlreichen alten Kupferstichen ein Bild von Alt-Berlin gibt. Es ist, als sähe man durch ein Verkleinerungsglas eine pudrige, absonderliche Welt. Sehen wir uns dieses alte Berlin zuerst aus der Ferne an. Eine ganze Reihe von umfangreichen, kolorierten Kupferstichen von Hennig (1800) geben ein Bild, wie Berlin sich zu dieser Zeit aus der Ferne ausnahm. Zugleich haben wir damit eine Vorstellung, wie Berlin in der Peripherie aussah. — Da führt eine breite Chaussee einen kleinen Hohlweg hinab. In der Ferne eine leichte Silhouette, das Städtchen. Die Luft liegt gelblich über den Wiesen. Unter einem hohen Baum steht eine Gruppe Menschen. Seltsame, schmerzliche, geschweifte Karossen bewegen sich auf die Stadt zu. — Berlin von den Rollbergen aus gesehen! Ringsum Wiesen. Das Gelände senkt und hebt sich in leichter Wellung. Röhre weiden. Ein weiter Blick zur fernen Stadt. Auf einem kleinen Weg, der das Bild durchschneidet, ein paar Damen im Vordergrund in roten und hellen Kostümen, grünen Schirmen. Ein bläulicher Schimmer liegt über den Wiesen. Im Hintergrunde verschwommen eine Mühle.

Dann Berlin vom Kreuzberg aus. Fern liegt die Stadt. Ein kleines, turmartiges Denkmal steht zu ebener Erde. Schlicht und einfach ist es hingeseht. Auf einem Hügelchen, ohne Unterbau.

Auf einer sich breit windenden Chaussee nähern wir uns der Stadt. Die ersten Häuser, die äußersten Gassen. Keine Stadtgrenze. Wiesen. Blaugrüne Schatten über den Wiesen. Wir gehen direkt an den Häuschen entlang. Der Nordrand des alten Berlin. Aber gerade die schlichte Einfachheit dieser Architekturen läßt einen Stil ahnen. Anspruchlos stehen sie nebeneinander, einfachste Form. Doch in dieser Einfachheit passen sie in die Landschaft. Keine Bauernhäuser mit speziell betontem Charakter. Städtische Art, Nützlichkeit, Bescheidenheit. So zeigt sich uns Berlin auf einer Deckfarbenmalerei von Barth (1830).

Oder wenn wir von einer anderen Seite kommen, z. B. von Charlottenburg aus. Die schlichte Schönheit des Charlottenburger Schlossparks. Auf dem schmalen Wässerchen, das durch den Park fließt, breite Segel. Seitlich ein Durchblick. Zwischen grünen, dichten Bäumen erscheint das Schloß. Charlottenburg wirkt überhaupt wie ein Dörfchen. Im Grünen liegt es eingebettet, kleine Häuschen. Blau fließt das Wasser hin. Aus dem Schlossgarten ein Blick nach Spandau, das fern am Horizont verschwimmt. Im Grünen hinten die Stadt. Ein paar Menschen auf dem Wege im Vordergrund, die das Bild herrichten.

Die genannten kolorierten Kupferstiche von Hennig wie die Deckfarbenmalereien von Barth zeichnen sich durch gute Lusttöne aus. Das dämmernde Stille der weiten Ebenen, die weichen Horizonte, kommen gut heraus. Jeder Effekt ist vermieden. Diese Zurückhaltung stimmt mit dem Charakter der Stadt und der Landschaft, die im Weißflächigen ihre stille Größe hat, überein.

Wie sieht es nun in dieser kleinen Stadt aus? Eine ganze Anzahl jener bunten Stiche unterrichten uns davon, die an sich schon in ihrer genauen, listeligen, aber intimen Ausführung den Charakter der Zeit geben. Es ist etwas Künstliches in dieser monotonen Buntheit, es ist etwas Künstliches in dieser Luft, die so schematisch und gelblich-blau ist, wie sie in Panoramen gemalt wird. Aber hinter diesem Künstlichen regt sich ein Leben. Ein intimes, bescheidenes, ernstes Leben.

Korrekt und genau waren sicher die Leute, die in diesen Straßen und Gassen wohnten. Sauber und ordentlich. Darin offenbart sich ihr Charakter. Die Menschen sind auf diesen Stichen wie Puppen gemalt. Sie tragen bunte Kostüme, grünen mit Grandezza, befrüchten die Nachbarinnen und Isottieren schließlich, wenn auch züchtig, mit den Herren, die herrlich aufgeputzt einherstolzieren und sieghaft ihre Blicke schleudern. Es liegt soviel Humor und Intimität in dieser kleinen Welt, die sich so ernst nimmt und zugleich so arbeitsam und bescheiden-froh ist.

Eine Farbigeit im ganzen, die an sich schon lustig wirkt. Zartgrün spritzt das Gras. Es wächst nicht nur auf den sparsam gepflegten Plätzen, sondern auch zwischen den Steinrigen des Pflasters hindurch. Da stehen eigentümliche Droschken, Karossen mit großen, blauen Rädern und gelben Kutschen und warten. Davor geht gerade ein Herr vorbei; ein anderer grüßt ihn mit tiefer, devoter Verbeugung. Und wie ein Pfau stolziert der andere an ihm vorüber, seiner Würde sich bewußt. Eine Marktfrau stekt ungeschickt über den Damm, eine Kiepe auf dem Rücken. Studenten stehen in tomischen Trachten vor der Universität; lange bunte Röcke, weiße Hosen, bunte Wagnermützen! Auch die Kinder tragen ein ähnliches Kostüm, weiße Hosen, ein längerer Rock, eine große Mütze.

Am Brandenburger Tor sehen wir einen Anbau rechts und links, einfach, groß quadratisch, mit linearer Gliederung, einfache Monumentalität; Wehrens könnte ihn entworfen haben. Man sieht, daß hier im Architektonischen ein Charakter schlummert. (Deckfarbenmalerei von C. Barth 1830.)

Überall herrscht eine Grandezza, die auf sich hält. Die Damen tragen große Schüten, die das Gesicht verdecken, es aber um so lodender zeigen. Die nicht bis zum Boden langenden Röcke geben den Fuß frei, der zierlich gesetzt wird und feines Schuhwerk zeigen muß. Um die Schultern liegt mit leiser Koketterie ein breiter, bunter Schal.

So hat alles noch intimen, ausgesprochenen Charakter. Da fährt ein Fuhrwerk, eine Kutsche, die nur zwei große Räder hat und das Pferd trägt über den Kopf eine Art russischen Vogens, dunkelrot. Pferd und Kuh werden noch zusammengepannt. Ein Spiel des Lebens, einfach und doch mannigfaltig. Ein umschlossener Kreis.

Eine ganze Reihe weiterer Stiche rühren von dem Stecher Balou her. Ein Platz. Droschken halten, bunte Wagen, zweirädrig, wie die englische Kutsche. Die Pferde tragen als Pier einen kleinen Holzbojen über den Kopf. Herren in grünen und braunen Röcken schlendern stolz vorbei.

Am der Schloßbrücke liegen breite Röhne. Auf einem steht am Steuer der Steuermann, in weißem Matrosenanzug und hohem, breiten Zylinderhut. Jeder trägt dieses Kopfstück, Arm und Reich, Jung und Alt, selbst die Kinder zeigen sich schon in dem Schmuck dieses seltsam grotesken Hutes.

Die Luft ist meist blau oder gelblich. Aber in dieser schematischen Monotonie ist eine Art Charakter, eine Ruhe, eine Stille und Abgeschlossenheit.

Fein schiebt gegen diese rechnende Genauigkeit, die allerdings immer etwas Liebenswürdig-Intimes hat, ein Steindruck von Ed. Gärtner ab, der den Platz am Opernhaus zeigt und die Hauptwache. Ein malerisch weicher Ton hält das Ganze zusammen. Namentlich das Denkmal im Vordergrund ist in weißen Tönen locker behandelt und wirkt dadurch sehr belebend. Es ist im Künstlerischen ein Ganzes. Hinten dient eine Baumgruppe als Sammelpunkt. Die Gebäude sind als Massen behandelt und nicht architektonisch musterhaft zergliedert. Die Beleuchtung ist düster und bringt eine malerische Einheit in das Ganze. Die kleinen Stiche sehen in ihrer primitiven Buntheit ganz pudrig gegen diese Wahrheit aus. Denn dies ist, wenn auch kein Kunstwerk, so doch wenigstens die Ahnung einer Schönheit.

Sehen wir noch ein wenig in der Stadt herum.

In sonnigem Licht liegt die Parochialkirche. Die Häuser haben hier eine gewisse Vornehmheit. Doch herrscht auch hier im Stil der Architektur sachliche Einfachheit. Da finden wir ein Haus, das hohe Streben zeigt, die säulenartig vom Boden bis unter das Dach reichen. Unwillkürlich denkt man an Messels Bauformen. (Stich von Gärtner, 1830.)

Wieder eine bunte Reihe kleiner Bildchen, die eindrucksvoll, beinahe phantastisch die Wirklichkeit geben. Blauer Himmel. Grüne Bäume. Gelbliche Luft. Weinahe unwirklich. Wie eine Miniatur wirkend.

Wieder sehen wir in breite Gassen, die rechts und links mit Häusern bestetzt sind wie aus einer Spielschachtel. Klein, zierlich. Die Dächer streben hoch auf, wie es jetzt wieder Mode wird, so daß das Dach als Farbe und Fläche mitwirkt.

Der Dönhofsplatz! Ein bescheidener Platz. Eigentlich kein Platz. Wie noch jetzt in alten Städten ist von dem Damm ein Viereck abgeteilt durch kleine Wälle, die im weiten Quadrat den Platz umsäumen. Der Damm geht also ohne Erhöhung in den Platz über. Jöhllisch träumen die Häuschen um den Platz.

Dann sieht man von hier aus die Leipzigerstraße hinunter. Eine richtige Kleinstadtstraße. Häuschen an Häuschen, die immer kleiner werden in der Perspektive. Ein Marmorstein trennt Bürgersteig und Damm, die auf gleichem Niveau liegen. In jedem Haus regelmäßig die Fensterchen. Keine Läden. Da, wo Tisch jetzt steht, ist ein kleiner Gasthof zu sehen (nach Belon, 1830).

Am Alexanderplatz wird Bollmarkt abgehalten. Große Ballen lagern nebeneinander. Man steht, der Markt befindet sich weit draußen. Die Gegend ist sonst leer. Nur die Arbeiter und Sekretäre stehen herum in breithofigen, langröckigen Umzügen.

Ein schöner, freier Blick geht vom Obst- und Heumarkt über das Wasser. Im Hintergrund die Marienkirche. Das Wasser hat keine grüngraue, rötliche Töne. Es ist, trotzdem es ruhig liegt, nur langsam fließt, Leben in der Fläche. Und in dieser Zartheit der Nuancen ähnelt das Blatt einer japanischen Arbeit; es stammt von F. A. Schmidt 1810.

Kräftiger ist ein anderer Stich, der eine Straße am Kanal zeigt.

Die Häuser geben in ihren bunten, ausgesprochenen Farben Abwechslung. Spaziergänger in hellen, bunten Kostümen stehen an der Brücke. Und das Wasser zeigt ein dunkles, kräftiges Blau. Großes Licht liegt über dem Wasser. Etwas weiter draußen sehen wir Berlins erste Droschkenanstalt. Drei Droschken werden von einem neugierigen Publikum bestaunt. Die Pferde machen noch elegante Sätze.

Aus dieser Zeit stammt auch die patentierte Trinkanstalt von Strube und Soltmann, die sich ausnimmt wie ein Pavillon in einem Badeorte, der sich gern entwickeln möchte. Die trinkenden Damen und Herren bewegen sich mit Vergnügen auf und ab und benutzen die Gelegenheit zu einer toletten Unterhaltung.

Wie der Leipziger Platz aussah, das zeigt uns ein Stich von C. Barth 1880. Kein Baum, kein Strauch, Grüne, sehr weite Rasenflächen, sauber und korrekt gepflegt. Hellblaues Licht über dem Rasen. Einige Wolken schweben am Himmel, ein wenig verblasen und blechern.

Wie lebten diese Menschen? Wie ging ihr Leben hin? Sie waren arbeitsam, nüchtern, einfach.

Einige Blätter, die Witze und Anekdoten illustrieren, rühren von Dörbed her. Sie haben im Farbigen, trotz der ungewollten Primitivität, trotz der Schärpen in den Linien, manches Feine und Interessante und sie geben Charakter. Die Figuren sind breit hingesezt, mit einem Sinn für flächigen Kolorismus. Wie z. B. Flaschen und Gläser rot und gelb auf dem Tische stehen, das ist lustig gemacht. Wie über einen Kinderwagen ein violettes Tuch breit gelegt ist, während der Baum neben dem Wagen mattgrau gehalten ist, das zeigt Geschick. Gerade das Farbige ist nicht kleinlich gehandhabt. Und ein Strauch z. B. wird flott hingesezt, es ist Leben darin. Breitflächige Farbigkeit, dünne, oft zu magere Linien — das ist der Charakter dieser Witzblattillustrationen, die einen Stil haben, der entwickelungsfähig wäre.

„Mamsellen,“ sagt der lodengeschmückte junge Mann, und weist dem bedienenden Mädchen auf der Gabel ein Haar, „bringen Sie mich Haare apparte und Vouletten apparte.“

Zwei Jungens stehen am Zaune; der größere haut den Kleinen. Da kommt dessen Bruder: „Junge, wat stoßt Du denn mein Kleinen Bruder, id wer es gleich mein Vater sagen.“ „Dummer Junge, repliziert der andere, „Du hast ja gar keinen Vater.“ „Schafstopp“ erwiderte der andere, „mehr wie Du.“

Vater und Sohn (in bunten Kostümen) gehen spazieren. Der Schulmeister begegnet ihnen, bleibt stehen, grüßt, der Junge ist verlegen. Der Vater: „Kannst nich de Müge abnehmen vom Herrn Schulmeister und sagen: „Schön guten Tag och, Du Schafstopp!“

Im Hof steht die graue Schar frierender Kurdenbejungen. Klägliche Gesichter machen sie. Sie frieren und gröhlen mit Grandezza. Die grauen, geschweiften Hüte, die grauen Pelerinen, die wie Flügel herunterhängen, geben ihnen ein groteskes Aussehen. Wie Fledermäuse sehen sie aus, die sich im Hofe niedergelassen haben.

Auch in den illustrierten Büchern findet sich manche Feinheit. Ein Sinn für Karikatur, für verbes Erfassen der Eigentümlichkeiten und eine unerlöschende Farbigkeit. Auch zeigt sich in den kleinen Szenen Geschick für zwanglose Raumgruppierungen. Schroedter ist da zu nennen, dessen scharfe Beobachtung sich bewährt. Die bunten Kleider sind in dieser Art vielleicht roh zusammengestellt. Aber es liegt hinter der naturalistischen Primitivität eine feine und freie Phantastik.

Da finden wir „die Potsdamer Bahn“. Sie fährt gemächlich durch die Straßen. Die Leute stehen und gaffen. Sie bewegt sich hinaus, ein Ungetüm, wie für Kinder als Spielzeug gemacht. Voran, gleich hinter der Lokomotive ein offener Wagen. Zwei Passagiere sitzen darin. Die Lokomotive hat einen langen geraden Schornstein, der wie ein Fabrikschlot aussieht. Ein primitives Bild.

Der Schloßplatz war ein Tummelplatz volkstümlichen Lebens. Die Straßenverkäufer haben hier das Feld ihrer Tätigkeit.

Äpfel, Äpfel, Äpfel, Äpfel, ruft die gemütliche Alte mit der Zipselmütze auf dem Kopf.

Würschte, wer kauft Würschte?

Der Pantoffelhändler ruft: Paaurieschen, kauft Paaurieschen!

„Kaufen Sie nicht scheene Spandosche Zimtbrezeln?“ erkundigt sich gesüßentlich der humpelnde Alte.

Ein anderer verkauft „Baachholder Saaft“.

Mit traurigem Gesicht bietet ein magerer Verkäufer seine Stiefblods aus.

„Ferkelbudsche Hänelens aus Kummer-Land — Hähnchen und Puppen — trompetet ein vergärteltes Weibchen und hält ihr Erzeugnis hoch in die Luft.“

Mausfallen hält ein anderer feil. Dahinter kommt ein Pudliger mit „Limburger Käse“!

Koffen Sie keine Awerl (Quirle), fragt geschäftig ein Mädchen, das ein Tuch nach türkischer Art um den Kopf geschlungen trägt.

Das alles treibt sich in der Nähe des Schlosses herum. Und auch der Weihnachtsmarkt schlägt hier seine dümmrig träumende Budenstadt auf. Die Neujahrsgratulation geht hier mit vielem Geräusch und lustiger Grandezza vor sich.

Eine drollige Welt. Aber wenn wir die Entwicklung betrachten, die in so kurzer Zeit, in etwa 80 Jahren, aus dem kleinen Städtchen die Großstadt machte, so kommen wir unwillkürlich zu der Vorstellung: Hier müssen Kräfte schlummern.

## Kleines feuilleton.

Ueber Straßenarchitektur und Reklame schreibt Direktor E. Högg in der „Umschau“. Er stellt die entsehrliche Verwahrlosung fest, die auf diesem Gebiete herrscht, betrachtet ironisch den geringen Wert, den die übertriebene und geschmacklose Reklame besitzt und zieht Hilfsmittel in Erwägung, die uns vor den Uebergriffen und Ueberfällen dieses echten Kindes der schrankenlosen Privatwirtschaft schützen könnte. Er gelangt dabei zu folgenden Schlussfolgerungen:

„Erfreuliche Bestrebungen und Versuche aus neuerer Zeit zeigen die Wege, auf denen Architekten, Gesetzgeber und Publikum im Kampfe, nicht gegen die Reklame, sondern um eine anständige Reklame vorgehen müssen. Die Hauptaufgabe liegt beim Architekten, denn er ist Schöpfer des Straßenbildes und moralisch dafür verantwortlich. Bedeutende Baukünstler haben bereits einen vollständig neuen Typ des Geschäftshauses, des Cityhauses geschaffen: senkrechte Pfeiler vom Bürgersteig bis zum Hauptgesims emporziehend und reich profiliert. Die Flächen dazwischen aufgelöst in Fenster und Brüstungen. Die Brüstungen hinwieder als Raum für dekorative Reklameschrift schon im Entwurfe und in der ersten Fertigstellung vorgesehen. Also die Reklame, die Firmentafel zum architektonischen Motiv erhoben. Das ist ein Weg. Aber er kann auch umgangen werden, indem die gute Absicht des Architekten sofort vereitelt wird, indem in Ermangelung von Wandflächen die Fensterflächen mit Schriften überfät und Reklametafeln quer über die Pfeiler herübergelegt werden. Solche Geschmacklosigkeiten werden aber seltener werden, wenn die Erkenntnis reifer wird, daß die wirksamste Straßenreklame ein charaktervoller Bau ist, — eine Erkenntnis, die wir vor den Warenhäusern Wertheim und Nieh in Berlin gewonnen haben, diesen steingewordenen Reklamen in idealer künstlerischer Abgeklärtheit, und der wir heute schon manches schlicht vornehme Geschäftshaus verdanken, das zwischen den marktschreierischen Nachbarn weithin kenntlich dem Gedächtnis sich einprägt, ob es gleich nur in bescheidener Goldschrift einen einzigen Namenszug über seinem Portale trägt. Auch der Gesetzgeber könnte mancherlei tun, um das Straßenbild vor Verunstaltung zu retten. Geschehen ist noch nicht viel. Da und dort haben Städte mit kunstgeschichtlich bedeutenden Ueberresten aus alter Zeit eine Bestimmung ins Waugesetz aufgenommen, die besagt, daß störende Reklametafeln auf Wunsch der Baupolizei beseitigt werden können, eine Vorschrift, von der nur in ganz verzweifelten Fällen Gebrauch gemacht werden dürfte. Ich möchte mir für jede deutsche Stadt, ob alt, ob modern, historisch wertvoll oder nicht, eine und dieselbe kurze Verordnung wünschen, die etwa heißen sollte:

1. Firmenschilder und Reklameschriften jeder Art an Gebäuden dürfen nur mit Genehmigung des verantwortlichen Architekten, oder falls dieser nicht mehr zu erreichen, mit Genehmigung eines baukünstlerischen Mitarbeiters der Baupolizei angebracht werden.
2. Firmenschilder und Reklameschriften dürfen nicht mehr als ein Zehntel der Gebädefront bedecken, auf der sie angebracht sind.
3. Firmenschilder und Reklameschriften an kunstgeschichtlich wichtigen Gebäuden unterliegen der Einwilligung des Konservators.
4. Außerhalb des Reichbildes der Stadt, also wo die sogenannte Landschaft anfängt, sind Firmenschilder und Reklameschriften jeder Art überhaupt verboten.

Endlich könnte auch vom Publikum nachgerade Hilfe erwartet werden. Man sollte annehmen, daß die Zeit nahe sei, da es durch volkstümliche Vorträge, Kunsterziehungstage, Kunstwartpublikationen, Ausstellungen und sonstige Bemühungen jener Idealisten und Enthusiasten, so der Welt die Schönheit erhalten wollen, ausgerüttelt sich selbst auch an dem Kampfe beteiligen werde, den man doch eigentlich ihm, dem lieben Publikum zuleib, führt.“

Allzu viel darf man sich von diesen Vorschlägen nicht versprechen. Die Reklame ist ein Teil der kapitalistischen Konkurrenz, sie wird sich so wenig bändigen lassen wie diese selbst.

### Theater.

Charlottenburger Schillertheater: Minna von Barnhelm, Lustspiel von Lessing. Die erste Woche der neuen, mit Schillers „Räubern“ eröffneten Bühne beschloß die treffliche Aufführung der klassischen Komödie Lessings. Die Zuschauer hatten den mächtigen Raum bis auf den letzten Platz gefüllt und machten ihrer Freude an dem unvermeidlich frischen Geist des Stückes, wie seiner lebendigen Vergewärtigung durch die Schauspieler in lauem, nach jedem Akt wiederholten Weisfall Luft. Hedwig Pauly war eine Minna von gewinnender Liebenswürdigkeit. Sehr fein traf sie den Ton des heiter-gutherzigen Geschöpfes, aus dessen Schelmerien überall ein unbeirrbar sicheres Gefühl für das Natürlich-Nichtige, ein spielend leicht im Dienste dieses Gefühls sich regender Intellekt hervorblüht. Die Mädchenmederlein mit Franziska, das überquellende, den stürmischen Drang nach Wohlthum auslösende Glückgefühl, als sie von Telheims Gegenwart erfährt, die feine Ironie im Kampfe gegen des verdüfferten Gesiebten überspanntes Euphantom: Alles trug, zu einem anmutigen Gesamtbild verschmelzend, das Gepräge in sich zusammenstimmender individueller Einseitigkeit. Das fernige, durch das Unglück in Bitterkeit verwandelte Wesen Telheims kam überzeugend in dem Spiele Walds zum Ausdruck; die stärkste Wirkung erzielte er dort

Momenten, in denen die strenge Starrheit der Mienen durch das Aufleuchten einer freudig herzlichen Empfindung durchbrochen ward. Elizabeth Bartels gab eine muntere temperamentvolle Franziska. Guido Herzf. Id einen prächtig-grobförnigen Just voll bornierter Tüde und Ehrlichkeit. Die Herren Kirchner in der Rolle des Birtes, Nolan in der des Wachtmeisters trugen, jeder an seiner Stelle, zu dem Gelingen des Ganzen bei. dt.

**Musik.**

Ueber eine Aufführung von Webers „Freischütz“, falls sie nicht allzu schlecht ist, sich kritisch zu äußern, kann selbst einem älteren Kritiker schwer werden. So bedeutend und so eigenartig plastisch ist dieses Kunstwerk, und so tief greift es in das Gemüt des Einzelnen und unserer Nation ein, daß man vor ihm zum kritisch loslaufenden Kinde werden kann. Zwar ist dieses Werk eines von denen, die, wenn man will, voller Fehler sind; aber wenn irgend ein Werk solche „Fehler“ vor der Größe des Ganzen verschwinden läßt, so ist es diese geradezu national deutsche Oper, dieses beinahe entscheidende Stück in der Geschichte der dramatischen Musik Deutschlands. Man verträgt es auch, daß diese Oper ohne höchste Verfeinerungen dargestellt wird in markigen Zügen, und man verzichtet mit Vergnügen auf Kunststücke der Ausstattung und der Regie. So hat denn auch unser nach Vollständigkeit strebendes Vorhng-Theater am vergangenen Sonnabend dieses sozusagen für die Ewigkeit bestimmte Stück in einer neuen Einstudierung vorgeführt. In erster Linie möchten wir den Dirigenten Artur Bodanzky um so mehr nennen, als er uns schon in früheren Aufführungen zu einigem Danke dirigiert hat; nur wünschen wir ihm noch mehr Mut, daß er ohne Scheu vor dem Vorwurfe der Maniertheit das Höchstmögliche in der gestaltreichen Gekausarbeitung der Tonsolgen anstrebe. Die Sänger waren im allgemeinen recht gut. Die Führenden unter ihnen waren solche, bei denen sich Fürsorge für eine Ueberwindung der letzten Mängel sehr lohnen würde. Würde immerhin etwas stilisiert gespielt, so kam man doch häufig auf die Höhe eines dramatischen Ausdruckes; so gab namentlich Theo Görger der undankbaren Fürstenrolle ganz. Darja Mischa als Agathe ließ hauptsächlich nur im Piano Ausreifung vermissen. Den übrigen unsere Anerkennung kurzweg! sz.

**Kulturgeschichtliches.**

Chinesische Tagameter. Wenn man glaubt, daß die Tagameterdroscheln eine Errungenschaft der Neuzeit sind, so irrt man. Nach einem original-chinesischen Geschichtswerk erbaut unter der Herrschaft des Kaisers Jönn Dsung (zu Anfang des ersten Jahrhunderts) einer der hohen Palastbeamten Namens Lü-Dab-Lung einen Registrier-Weilen-Trommel-Wagen (gi-li-gu-tschu). Dieser Wagen hatte nur eine Deichsel und zwei Räder. In jeder seiner zwei Etagen war eine Person aus Holz, die einen hölzernen Klöppel aufrecht hielt. Sobald der Wagen eine Meile durchlaufen hatte, tat die Holzfigur im unteren Stockwerk einen Schlag auf eine Trommel, und ein in halber Höhe angebrachtes Rad drohte sich einmal. Nachdem der Wagen zehn Meilen durchlaufen hatte, vollführte die Holzfigur in der oberen Etage einen Schlag gegen ein Klöppel. Aber nicht genug, daß dieser chinesische Tagameterwagen die Anzahl der zurückgelegten Meilen selbsttätig registrierte, war er bisweilen auch noch mit einer Art Neuerung verbunden. Zwischen den Deichseln befand sich nämlich, wie in der kostbaren Silberfammlung Han thu-hae heute noch an verschiedenen Zeichnungen zu sehen ist, ein Kästchen mit einem Magnet, mit dem ein Pflock in senkrechter Richtung in Verbindung stand. Darauf saß eine sogenannte Geisterfigur aus geschliffenem Holz oder Jadestein mit wogerecht ausgestrecktem Arm derart, daß, selbst wenn der Wagen umwendete, doch die „Hand ständig zeigte Süden“ (schü tshang behi nan). Uebrigens lernten die Chinesen ein Jahrhundert später die Abweichung der Magnetnadel noch Osten kennen.

**Hygienisches.**

Ein neues Schulbadesystem. Die Schulbäder sind neuerdings zu einem Problem geworden, an dessen Lösung ständig gearbeitet wird, ohne daß eine der vorgeschlagenen Badeeinrichtungen in jeder Hinsicht befriedigte und allgemein eingeführt worden wäre. In Deutschland sind die einfachen Duschbäder in Gebrauch, in Rußland und Skandinavien die Dampfbäder. Wie aber Karl Hansson im „Gesundheitsingenieur“ ausführt, leiden die Duschbäder an dem Uebelstande, daß die Säuberung des Körpers nicht in genügender Weise erfolgt, und die Dampfbäder sind wenigstens nicht für alle Kinder zweckdienlich, auch ist das System des Dampfbades in hygienischer Beziehung durchaus nicht einwandfrei. Karl Hansson spricht sich dafür aus, daß den Kindern ein gewisses Quantum Wasser zur Verfügung gestellt werden möge, damit sie sich gründlich säubern können und das Bad gern benutzen. Allerdings hat ein Schulbad auch praktischen Anforderungen zu genügen, wenn seine Einföhrung möglich sein soll. Seine Bedienung muß einfach und die Betriebskosten müssen sehr gering sein. All diesen Ansprüchen genügt das Hanssonsche System, das überdies noch den Vorzug hat, daß die Kinder während des Badens vollständig von einander getrennt sind, also eine Infektionsgefahr ausgeschlossen ist. Das von Hansson konstruierte Schulbad besteht aus 16 Bännen, die in passenden Abständen in den Fußboden eingelassen sind. Die Bännen sind runde Schalen aus Gußeisen von 800 Millimeter Durchmesser und 350 Millimeter Tiefe, die innen weiß emailliert und mit einem

Umlauf versehen sind. Auf dem Rande der einzelnen Bännen ist ein Strahlrohr von Kupfer angebracht, das durch sechs Messinghalter befestigt und in Abständen von etwa 8 Millimeter mit feinen Löchern versehen ist. Die heraustretenden Wasserstrahlen treffen den Wulst der Banne und fließen auf der ganzen Fläche herunter, so daß die Banne durch sie gefüllt oder sauber gespült werden kann. Da die Schalen mit einem gemeinsamen Rohrnetz in Verbindung stehen, kann das Füllen der Schalen gleichzeitig geschehen, ebenso kann die gemeinsame Entleerung durch das Öffnen eines einzigen Ventils erfolgen. Ueber jeder Banne ist eine Duschle von der Konstruktion Rörings angebracht, die das Wasser in einem kräftigen Sprühregen verteilt. Wenn gebadet werden soll, werden die Bännen mit 95—100 Litern Wasser von ungefähr 33—35 Grad Celsius angefüllt. Dann steigen die Kinder in die Bännen, um sich sitzend mit einer weichen Bürste und mit grüner Seife, die jedem Kinde zur Verfügung gestellt werden, zu waschen. Nach 10 Minuten müssen sich die Kinder aufrecht hinstellen und bekommen eine Duschle mit einer Anfangstemperatur von 35 Grad Celsius, die allmählich auf 20 oder 15 Grad Celsius fällt. Wenn die Kinder die Bännen verlassen haben, wird das Abflusshentil geöffnet und die Bännen entleeren sich im Laufe von 5 Minuten, worauf sie gründlich gespült und aufs Neue gefüllt werden, um von einer anderen Gruppe von Kindern benutzt zu werden. Innerhalb einer Stunde können auf diese Weise 48 Kinder gebadet werden. Der Wasserverbrauch beläuft sich dabei auf 5500 Liter und der Stofzverbrauch auf 40 Kilogramm.

**Humoristisches.**

— Unter Spiechern. Du, warum hat denn Karl der Große ein Denkmal kriegt?

I weiß net recht, aber wenn i recht g'hört hab', er hat einmal 4500 Sozi an einem Tag hinrichten lassen.

— Friedenspreis. Der Jar ist sehr verschmupft; das Komitee soll bei Verleihung des Preises an Wilhelm II. und den König von Italien, keineswegs aber an ihn gedacht haben. („Neue Glühlichter“.)

— Meditation. „Der Meher arbeitet mit zu gemeinen Mitteln! Entweder muß er mein Kompagnon werden, oder ich zeige ihn der Staatsanwaltschaft an.“ („Simplizismus“.)

**Notizen.**

— Das Neue Schauspielhaus wird gelegentlich des Rainz-Gastspiels Beaumarchais' „Barbier von Sevilla“ und sein Meisterlustspiel „Figaros Hochzeit“ in einer Bearbeitung von Joseph Rainz aufführen.

— Im Kleinen Theater befindet sich als nächste Novität das Drama „Der König Candaulus“ von André Gide, deutsch von Franz Wei, mit Emanuel Reicher in der Titelrolle, in Vorbereitung.

— „Tartufari“, ein Schauspiel der in Rom lebenden Schriftstellerin Tartufari, hatte am Sonnabend im Rürnberger „Intimen Theater“ starken Erfolg.

— Die Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege nimmt im neuen Jahre ihre billigen Kunstabende im Bürgerhale des Rathhauses wieder auf. Dienstag, den 29. Januar, wird Hans Hoffmann (Weimar), Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung, Erstes und Heiteres aus seinen Dichtungen lesen. Karten zu 30 Pf. sind zu haben im Albrecht Dürer-Haus, Kronenstr. 18, und bei den Herren M. Wulff, NW, Altonastr. 10, G. Krügel, SW, Fürbringerstr. 22, E. Meyer, O., Weymestr. 30, und A. Hennig, Brunnenstr. 117. Ein späterer Abend wird dem Dramatiker Eberhard König gewidmet sein. Im Einladungen zu den intimen Abenden, an denen zunächst Kurt Geude, Wilhelm Holzamer, Karl Ferdinands und Wilhelm Rogde aus ihren Dichtungen lesen werden und zu denen der Zutritt frei ist, wende man sich an Herrn Otto Ganzer, Hermsdorf (Marl), Wahnstr. 5.

— Das Bühnengeschäft. Der Berliner Bühnenvertrieb von Felix Bloch Erben entrichtete, wie ein Wiener Blatt ausplaudert, vom 1. Oktober 1905 bis zum 30. September 1906 den Bühnenautoren, deren Werke er vertreibt, 3 240 000 M. Lantienmen. Was erfolgreiche Geschäftsmacher verdienen, beweisen folgende Ziffern: „Das weiße Rösel“ brachte seinen Verfassern (Blumenthal und Radelburg) 700 000 M., die „Lustige Witwe“ wird ungefähr eine Million abwerfen.

— Das versittlichte „feine Mägdelein“. Die „Bayer. Lehrzeitung“ weiß folgende hübsche Umbichtung des „Würzburger Schützenmarsches“ zu berichten: „In der Präparandenschule zu A. mußten wir statt „Kommt ein feines Mägdelein“ usw. singen: „Gib's ein feines Würstelein, schau'n wir auch nicht grämlich drein, wird skalpiert und halbiert, zu Gemüt geführt!“

— Der zweite internationale Kongreß für Schulhygiene wird vom 5. bis 10. August 1907 in London abgehalten werden. Der erste Kongreß tagte 1904 in Nürnberg.